

Deutsche Firmen blasen Investitionen ab

Krise trifft Unternehmen hier härter als andernorts

Die aktuelle globale Krise hat für deutsche Unternehmen besonders harte Folgen. Jedes zweite konnte geplante Investitionen zuletzt nicht durchführen, 39 Prozent mussten sich sogar komplett aus bestimmten Märkten zurückziehen. Weltweit waren es mit 43 beziehungsweise 30 Prozent deutlich weniger. Das zeigt eine weltweite Umfrage unter 760 Vorstandsvorsitzenden von Großunternehmen, davon 100 in Deutschland. Sie wurde von der Beratungsgesellschaft EY durchgeführt, die Ergebnisse liegen WELT AM SONNTAG exklusiv vor.

VON FRANK STOCKER

„Deutsche Unternehmen haben in der Vergangenheit vom freien, internationalen Handel enorm profitiert“, sagt Constantin M. Gall, Partner bei EY in der Region Westeuropa. Die Wirtschaft hierzulande sei aber zugleich besonders stark auf freie Handelswege, internationale Regelungen und sichere Lieferketten angewiesen. „Aktuell steht dieses Geschäftsmodell Deutschlands angesichts der vielen Krisenherde vor der vermutlich größten Herausforderung seit dem Bestehen der Bundesrepublik.“

Nicht nur die Energiekrise und die Inflation belasten die deutsche Wirtschaft. Auch Corona beunruhigt die Unternehmen nach wie vor. 53 Prozent sehen neue Unterbrechungen der weltweiten Handelsketten und Wirtschaftsprozesse wegen der Pandemie als das größte Risiko, neun Prozent mehr als im internationalen Vergleich. Das liegt vor allem daran, dass deutsche Firmen besonders stark in China engagiert sind, wo die Regierung nach wie vor eine sehr strikte Null-Covid-Strategie verfolgt. Derzeit befinden sich rund 200 Millionen Menschen in dem Land im Lockdown.

Gleichzeitig fürchten die deutschen Unternehmen eine zunehmende Abschottung Chinas. 37 Prozent bezeichnen eine wirtschaftliche Blockbildung und Unterbrechung des Warenhandels als eines der größten Risiken für das Wachstum des eigenen Unternehmens – weltweit liegt der Anteil bei 30 Prozent.

Bei den Auswirkungen des russischen Überfalls auf die Ukraine unterscheiden sich die deutschen Vorstandsvorsitzenden in ihrer Einschätzung dagegen kaum von ihren Kollegen in anderen Ländern. 23 Prozent sehen hierin das größte Problem, weltweit sind es 22 Prozent. In den USA liegt der Wert allerdings nur bei 16 Prozent.

Etwas weniger pessimistisch als die anderen sind die deutschen Unternehmen aber bei der Frage, inwiefern die Inflation die Leistungsfähigkeit des eigenen Unternehmens beeinträchtigt. Weltweit gehen 69 Prozent von negativen Auswirkungen aus, hierzulande sind es 60 Prozent. Dies kann ein Hinweis darauf sein, dass die deutschen Firmen eine besonders starke Stellung in ihren jeweiligen Märkten und damit eine hohe Preissetzungsmacht haben. Sie können Kostensteigerungen also leichter weitergeben. Allerdings sind die deutschen Firmen auch stärker von diesen betroffen als andere. 83 Prozent der Vorstandsvorsitzenden klagen über einen Anstieg der Arbeitskosten um mehr als zehn Prozent, weltweit liegt der Anteil mit 77 Prozent etwas niedriger.

EY-Experte Constantin Gall ist daher pessimistisch. „Wir erleben seit vielen Monaten, wie Lieferschwierigkeiten ganze Branchen in einen ständigen Ausnahmezustand versetzen und zu erheblichen Kostenbelastungen führen“, sagt er. „Nun kommen eine drohende Rezession und eine Energiekrise in Europa hinzu – und diese trifft Deutschland, das sich von russischem Gas abhängig gemacht hat, besonders hart.“ Gall fürchtet, dass den deutschen Unternehmen extrem herausfordernde Monate bevorstehen. „Findet die deutsche Wirtschaft hier keine Lösungen, droht mehr als der Verlust des Titels des Exportweltmeisters“, betont er. „Es geht um Arbeitsplätze und nicht zuletzt den Wohlstand unseres Landes.“



Die Siemensstadt in Berlin. Eines Tages könnten hier Drohnen durch die Luft schwirren, so wie auf dieser Fotomontage

MOREAN GMBH/SCREENSHOT WELT AM SONNTAG

Für den Festakt hatte Siemens am Mittwoch die Wände seiner alten Schalterhalle in Berlin-Spandau mit Schwimmbad-großen Leinwänden abgehängt. 175 Jahre war es an diesem Tag her, dass der Elektroingenieur Werner von Siemens in der Stadt eine Telegraphen-Bau-Anstalt gegründet hatte. 220 geladene Gäste saßen nun inmitten einer dreidimensionalen Projektion einer städtischen Straßenszene. Schemenhaft zu erkennende Menschen vor Glas- und Klinkerfassaden, skizzierte Leuchtobjekte, im Vordergrund ein paar Kinder, die auf ihre Smartphones starren. Es war eine Projektion der Zukunft. Schon in ein paar Jahren sollen Menschen hier arbeiten, wohnen, leben – in der Siemensstadt.

VON STEFFEN FRÜNDT

Als die Vorspeise abgeräumt war, con-fierter Atlantik-Hummer an geschmorter Wassermelone, trat der oberste Grati-lant, Bundeskanzler Olaf Scholz, ans Mikro und versuchte, die Vision zu erklären. „Bald schon wird der Name ‚Siemensstadt‘ nicht nur historische Asso-ziationen hervorrufen: Denn eine neue, reale Siemensstadt bekommt einen digi-talen Zwilling“, sagte der Kanzler etwas kryptisch. „Was für Chancen das birgt – etwa für die ressourcenschonende Nut-zung von Energie, für die Planung öffent-licher Infrastruktur und Dienstleistun-gen und letztlich für eine wissensbasier-te, vorausschauende Politik –, kann man sich kaum ausmalen.“

Wovon Scholz da sprach, ist das größte Investment, das Siemens in seiner Un-ternehmensgeschichte an seinem Grün-dungsstandort getätigt hat. In den kom-menden fünf bis zehn Jahren wird das Unternehmen an seinem alten Indus-trieareal im Westen Berlins 600 Millio-nen Euro ausgeben. Gemeinsam mit an-

deren Bauherren soll für rund vier Milli-arden Euro ein Stadtviertel aus der Re-torte entstehen. Mit Wohnhäusern, Bü-rogebäuden, Fabriken. Mit Kitas und ei-ner Schule. Straßen und Plätzen, Restau-rants und einem Bahnhof. Ein Vorzei-gequartier, in dem nur das Modernste vom Modernen verbaut werden soll: die intel-ligentesten Gebäude, die schlauesten Energielösungen, das fortschrittlichste Mobilitätskonzept – und die erste reale Stadt im Metaverse, dem digitalen Raum, in dem virtuelle und echte Realität mit-einander verknüpft werden. Eine Million Quadratmeter Zukunft.

In einem über 100 Jahre alten Back-steinbau neben der Schalterhalle, in der

der Festakt stattfand, sitzt Stefan Kögl und zieht genervt die Atemluft ein. Vor sich hat er einen Laptop und daran an-geschlossen zwei Fernseher im Heimkino-format. Auch sie sollen einen Blick auf die Stadt der Zukunft ermöglichen, doch jetzt gerade zeigen sie nur ein kreisfö-rmiges Wartesymbol. „Zu viele Daten“, vermutet der anwesende Pressesprecher.

NEUESTE TECHNOLOGIEN

Kögl, 57, Architekt, ist der Projektverant-wortliche für die Siemensstadt. Seit fünf Jahren denkt er mit Ingenieuren aus dem Unternehmen und externen Experten darüber nach, wie Menschen leben und arbeiten werden. Für Siemens sei das

Ganze nicht primär ein Immobilienpro-jekt. „Es geht darum, die Fragen der Zu-kunft zu beantworten.“ Neueste Techno-logien würden zum Einsatz kommen, Lösungen, die noch gar nicht am Markt seien. 35.000 Menschen sollen hier leben und arbeiten. Eine Stadt als Showcase – auch wenn er es so nicht ausdrücken möchte.

Kögl's Laptop hat zu Ende gerechnet. Auf den Bildschirmen erscheint sie, Sie-mens' schöne neue Welt. Zunächst aus der Vogelperspektive ist ein Dutzend großer Häuser zu erkennen. Alle haben Gärten auf den Dächern, über denen sich wiederum Solarpaneele spannen. Was aber am meisten ins Auge springt, sind die Drohnen. Da schwirren Lieferdroh-nen mit Paketen durch die Luft. Andere Drohnen könnten Überwachungskame-ras tragen und Bewegungsmuster erfassen. „Wir gehen davon aus, dass es mehr Fluggeräte geben wird“, orakelt Kögl und wendet sich schnell weniger dystopischen Aspekten seiner Zukunftsvision zu. Diese Super-Digitalisierung könnte schließlich manchen auch erschrecken.

VERTEILSTELLEN IM VIERTEL

Wie zu erwarten, soll das Viertel CO₂-neutral betrieben werden. Neben den Solardächern und Wärmepumpen sollen Abwasserwärme und -kälte genutzt wer-den, um allein die Hälfte des Energiebe-darfs zu decken. Geothermie könnte zum Einsatz kommen. Zudem wird auf versiegelte Flächen möglichst verzichtet, das Quartier soll Regenwasser wie ein Schwamm aufsaugen.

Überraschender ist, wie man sich bei Siemens den Alltag in zehn oder 20 Jah-ren vorstellt. „Supermärkte, Bioläden – das wird es in der heutigen Form nicht mehr geben“, glaubt Kögl. In seinen Plä-nen dürften an die Stelle von Geschäften Verteilstellen treten, an denen online ge-ordnete Waren angeliefert und dann zu-gestellt werden. Für Lebensmittelbestel-lungen könnten gekühlte Postboxen eine

Lösung sein. „Jede Antwort wirft neue Fragen auf“, sagt er.

Das größte Problem beim Planen für die Zukunft scheint die Gegenwart. Denn die hypermoderne Siemensstadt muss sich ja irgendwie einfügen in das in vielen Dingen gar nicht so moderne Ber-lin. „Die Welt drumherum ist schon sehr tradiert“, drückt es Kögl aus. Bestes Bei-spiel: Mobilität. Im Planungsgebiet liegt ein vor langer Zeit stillgelegter S-Bahn-hof, der von der Bahn wieder in Betrieb genommen werden soll. Hinzukommen sollen autonom fahrende Kleinbusse nach dem Modell der „Moia“-Sammeltaxen in Hamburg, Siemens will die ver-schiedenen Verkehrsträger als intermo-dale Mobilitätsplattform verknüpfen.

Das klingt alles ganz fantastisch. Doch in der real existierenden Gegenwart kommen viele der 7500 Beschäftigten, die an dem Siemens-Standort arbeiten, mit dem Auto. Aus Dörfern in Branden-burg, in denen wohl auch in zehn oder 20 Jahren noch keine autonomen Minibusse rollen werden. Deshalb wird es auch in der neuen Siemensstadt Straßen für Autos geben. Selbst Tiefgaragen und Park-häuser sind in den Plänen verzeichnet. Sie heißen hier aber „Mobilitäts-Hubs“. Um diese Parkplätze soll hinter den Ku-lissen hart mit der Stadt Berlin gerungen worden sein, welche angeblich gerne noch weniger Autos im Vorzeigeviertel sehen würde. Aktuell sind 7000 Stellflä-chen vorgesehen, also statistisch ein Parkplatz für fünf Bewohner oder Be-schäftigte. Das ist viel weniger als an-dernorts üblich. Dennoch könnte die Zahl noch sinken.

DIGITALER ZWILLING

Dabei geht die eigentliche Idee der Sie-mensstadt weit über banale Parkplatz-fragen hinaus. Der Clou liegt in der digi-talen Sphäre. Kögl drückt auf seinen Lap-top, und auf den Schirmen häutet sich die Stadt. Plötzlich ist der Untergrund zu sehen mit all seinen Leitungen und Roh-ren. Eineinhalb Jahre lang wurden sämt-liche Daten des Industrieareals erfasst. Sie bilden die Basis für den „digitalen Zwilling“.

„Digital Twins“ sind bei Siemens der-zeit in allen Konzernbereichen das große Ding. Bei den Healthineers erstellen sie mit dem MRT digitale Zwillinge des menschlichen Körpers, im Lokwerk München-Allach schauen Ingenieure mit der 3-D-Brille in die Eingeweide von Lo-komotiven. Für Industriekunden plant Siemens Fabriken als detailgenaue Digi-talmodelle, was in der Corona-Pandemie den Bau eines Biontech-Werks in Re-kordzeit ermöglichte.

Mit der Siemensstadt soll nun ein gan-zer Stadtteil zugleich als Zwilling im Me-taverse existieren. Das könnte nicht nur den Bau beschleunigen – 2025 soll das erste Gebäude bezugsfertig sein, ein For-schungszentrum von Siemens in den Mauern des alten Dynamowerks. Der Neubau der neuen Berliner Siemens-Zen-trale soll 2026 stehen. Auch im Betrieb soll die Datenerfassung neue Möglichkei-ten eröffnen. „Künstliche Intelligenz kann auswerten, wie oft welcher Fahr-stuhl benutzt wurde und die Wartungsin-tervalle anpassen“, glaubt Kögl. „Kaum genutzte Räume müssen nicht mehr täg-lich gereinigt werden.“ Das müsse natür-lich mit dem Datenschutz in Einklang ge-bracht werden, sagt Kögl.

Sonst würden Überwachungsdrohnen in der Luft und die Erfassung von Bewe-gungsprofilen der Siemensstadt-Bewoh-ner Möglichkeiten erschaffen, die man sich, wie Scholz es gesagt hat, kaum aus-malen kann. Oder möchte.

Auf Durchzug gestellt

Deutsche Männer hören Frauen bei Geld-Themen nicht richtig zu, zeigt eine Studie von Ökonomen. Dafür könnte es mehrere Gründe geben

Reden wir über Geld, Schatz?: So oder ähnlich könnte eine Unterhaltung unter Eheleuten be-ginnen – bei der er ihr dann al-lerdings wenig Aufmerksamkeit schenkt. Deutsche Männer haben bei dem Thema offenbar ein Problem mit dem Zuhören. Das jedenfalls legt eine Studie dreier Ökonomen nahe, die den Austausch unter Partnern über ihr gemeinsames Ein-kommen in den Fokus nimmt.

VON INGA MICHLER

Konkret geht es um die Frage, wie der eigene Haushalt beim Einkommen relativ zu anderen in Deutschland dasteht. Ge-hören die Ehepartner zu den top zehn Prozent der Verdiener im Land? Sind sie guter Durchschnitt? Oder doch eher im unteren Drittel angesiedelt? Darüber wurde jeweils einer der Partner aufge-klärt, der andere nicht.

Nun könnte man meinen, dass Mann und Frau diese Information untereinan-

der austauschen und sie sich danach auch merken. Tun sie aber nicht. Zumindest nicht immer. Bekommt der Mann die Da-ten über den Einkommensvergleich nur aus zweiter Hand – nämlich von seiner Ehefrau –, verändert er seine eigene Ein-schätzung so gut wie gar nicht. Irrte er vorher über den Rang des eigenen Ein-kommens, blieb dieser Fehlglaube auch ein Jahr, nachdem seine Partnerin die korrekte Einordnung bekommen hatte, bestehen. Ganz anders bei den Frauen: Sie passten ihre eigene Einschätzung der Realität an, egal ob sie die korrekte Infor-mation über ihren Einkommensrang di-rekt bekamen oder indirekt über ihren Ehemann.

Das ist das Ergebnis einer Studie von zwei Wissenschaftlern der Universitäten Heidelberg und Berkeley in Kalifornien sowie einer Forscherin der George Ma-son University in Virginia. Sie werteten mehr als 1000 Antworten aus zwei Befra-gungen innerhalb des Sozio-Oekonomi-schen Panels (SOEP) aus, die in den Jah-

ren 2017 und 2018 durchgeführt wurden. Gefragt wurde unter anderem nach dem Haushaltseinkommen und nach der eigen-en Einschätzung, wo man damit relativ zu anderen Haushalten liege.

Interessant: Im Durchschnitt unter-schätzen Frauen wie Männer ihr relatives Haushaltseinkommen. Sie ordneten sich also im Vergleich zu anderen als weniger wohlhabend ein, als sie wirklich waren. Das dürfte nicht nur ihre Konsumlaune trüben, sondern auch ihr privates Glück. Denn darauf hat das gefühlte relative Ein-kommen einen direkten Einfluss, wie ei-ne Reihe von Forschungen gezeigt hat. So sinkt das Wohlbefinden in der Regel bei demjenigen, der sich ärmer wähnt als sein Nachbar. Auch auf politische Präfe-renzen scheint das vermutete Einkom-men einen Einfluss zu haben. Das konn-ten die drei Forscher in einer anderen Studie zeigen. Danach sinkt bei Men-schen, die erfahren, dass sie reicher sind als gedacht, die Begeisterung für Umver-teilungsmaßnahmen in der Gesellschaft.

” IM SCHNITT
UNTERSCHÄTZEN
FRAUEN WIE
MÄNNER IHR
RELATIVES
HAUSHALTS-
EINKOMMEN

Wer sich auf der Gewinnerseite wähnt, gibt offenbar ungern ab.

Wenn aber die richtige Einschätzung der eigenen Finanzlage so viele Konse- quenzen hat – für Konsum und Sparen, Glück und sogar Wahlentscheidungen –, warum nur hören Männer ihren Frauen speziell bei diesem Thema nicht gut zu? Darüber freilich können die drei Forscher nur Vermutungen anstellen.

Es könne sein, dass Männer nicht hin-hörten, weil sich ihre Frau sonst nie mit finanziellen Dingen beschäftige, erklärt einer der Autoren, Dietmar Fehr von der Universität Heidelberg. Möglich sei auch, dass Männer ihre Partnerinnen wenig Kompetenz in Finanzdingen zuschrieben und daher ihre Informationen nicht so wichtig nahmen. Eine andere Hypothese: Frauen reagierten auf Informationen zum Einkommensrang emotional stärker und erinnerten sich daher eher daran. Das allerdings sei schwierig zu messen, so Fehr. Viel Raum also für weitere Un-tersuchungen.